

Orden

Zu einem Modell christlicher Lebensgemeinschaft

Paul Imhof, München

Im allgemeinen kann man die Jesusworte: „Ihr seid das Licht der Welt... Ein Licht stellt man auf einen Leuchter..., damit die Leute eure guten Taten sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,14–16), den konkreten kirchlichen Orden wohl nicht schlechthin zubilligen – obwohl sie gemäß den Charismen ihrer Gründer und von ihrem geschichtlichen Selbstverständnis her leuchtende Zeichen einer Kontrastgesellschaft sein wollen. Und zwar nicht im platonischen Sinn – als ideales Jenseits, das sich von der verderbten Welt abspalten –, sondern so, daß die himmlische Gemeinschaft, für die sie ein eschatologisches Zeichen sein sollen, offensichtlich wird als der neue Äon, der *jetzt schon* begonnen hat. In Jesu Namen. Für ihn „war die Zeit des Wartens auf das Reich Gottes vorüber. Es begann die Zeit, in der das Reich Gottes sich in dieser Welt durchsetzte. An die Stelle der Hoffnung trat deren Erfüllung“¹. Denn „seit Jesu von Nazaret ist das, worauf Israel gewartet hat, da. Es ist in unserer Geschichte da“².

Nicht pauschale Kritik an den Orden ist nötig – es geschieht bei aller berechtigten Kritik auch viel Gutes –, sondern Mitsorge, so daß ein Wachstum im *Wesentlichen* zustande kommt. Orden sollen Horte eines Lebens sein, das Maß nimmt an der Botschaft Christi. Mut zu neuen Aufbrüchen, Dynamik und Kreativität – trotz Kreuz und Leid – machen das Bekenntnis zur je größeren Liebe Gottes glaubwürdig. Weltweite Verantwortung ist heute nötiger denn je. Gerade der Glaube an Gott, den Schöpfer der ganzen Wirklichkeit, verlangt nach universaler Öffentlichkeit. Seine Menschenliebe sollen die Mitglieder eines Ordens in der Welt vergegenwärtigen, innerhalb eines Klosters oder außerhalb. Gemeinsam mit allen Christen soll durch sie das Licht der Gnade aufstrahlen, die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde transparent werden.

Könnte nicht eine prophetische Aufgabe der Orden darin bestehen, anders als die „Welt“ mit Besitz, Sexualität und Selbständigkeit umzuge-

¹ Norbert Lohfink, *Der Geschmack der Hoffnung. Christsein und christliche Orden*, Freiburg 1983, 37f.

² Ebd., 40.

hen? Jenseits aller Totalitäts- und Absolutheitsansprüche politischer, ökonomischer und pädagogischer Systeme kann doch *gelebt* werden – aus einem wahrhaft alternativen Geist. Mag dann auch derjenige, der dies wagt, des Relativismus, des Anarchismus, des Utopischen, des Eli-tären usw. verdächtigt werden – im Namen wirklicher Freiheit, in Gottes Namen lohnt es sich, Kontrastgesellschaft zu sein, die nur wirklich wird im permanenten Prozeß der „Unterscheidung der Geister“ – oder mit welcher Kurzformel auch immer man zum Ausdruck bringen möchte, wohin der Geist Jesu uns in der Gegenwart treiben möchte.

„Bei allen, vielleicht schon massiven Veränderungen im Lebensstil der Orden hat sich doch noch, vermute ich, mehr an Vergangenheit erhalten, als gut wäre.“³ Wie dem auch sei, Orden können Teil jener Gesellschaft sein, die sich in der Gegenwart dem Wirken Gottes verdankt weiß. Und zwar im gesellschaftlichen Kontext unserer Zeit, „reell ausgespannt“ bis hin in die Welt der äußersten Materialität: Auch die Frage nach gemeinsamer Kasse, nach Geld und Besitz wird nicht ausgespart.

– *Armut*: Wer fixiert ist auf seine Reichtümer, versteht nicht mehr die Sprache der Vernünftigen. Ist die Vernunft doch das vernehmende Vermögen des Menschen, das Talent, das uns „arm“ sein läßt mit leeren und offenen Händen: Sei es, daß man umsonst gegeben hat, sei es als Bereitschaft, sich neu beschenken zu lassen. Nur ein Armer ist fähig, etwas als *Geschenk* zu erhalten. Nur für ihn bekommen die Dinge diese neue Qualität. Die Sprache der Armut zeugt wider das Gerede derer, die sich ihrer Reichtümer rühmen. Wie geistlos und peinlich wirkt es, wenn jemand damit prahlt, was er sich alles kaufen und leisten kann.

– *Keuschheit*: Grundsätzlich gilt sie für Verheiratete wie für Nichtverheiratete. Denn unkeusch sollte im Grunde kein Christ leben. Im Zusammenhang mit dem Ordensleben sollte man besser von Ehelosigkeit sprechen. Wird Sexualität, personal verantwortet, in der Form der Ehe gelebt, die doch ein Heilszeichen für die unwiderrufliche Liebe Christi zu den Seinen ist (vgl. Eph 5,21–33), so ist daran nichts Schlechtes. Ganz im Gegenteil. Das Christentum ist keine leibfeindliche Religion. Beim Entwurf eines zölibatären Lebens, das nicht als unauflösliche Bindung zweier Menschen, sondern allein gelebt wird, kann man fragen: Wofür könnte es Zeichen sein? Einfach gesagt, es möchte hinweisen auf die Zukunft der Menschheit, den Himmel (lat. *caelum*), jenen Bereich, in dem nicht mehr geheiratet wird (vgl. Mt 22,30). Sinnvoll ist ein solches Leben nur, wenn es sich nicht gegen Ehe konstituiert, sondern dar-

³ Karl Rahner, *Das Noviziat heute*, in: *Ordensnachrichten. Amtsblatt und Informationsorgan der Österreichischen Superiorenkonferenz*, 3/1986, 32.

auf aus ist, Freiräume menschlichen Miteinanders schon hier auf Erden zu verwirklichen. Die Sprache der Keuschheit befreit von der *Fixierung* auf die Welt, näherhin auf die Welt der Sexualität. Und als eine Lebensweise läßt sich dies in der Form dauernder Ehelosigkeit darstellen.

– *Gehorsam*: „Religiöser Gehorsam“ soll nicht die Botschaft von der Freiheit des Christen (vgl. Gal 4,4) pervertieren. Der Gehorsame will vielmehr *ganz* bereit sein, auf das Wort Gottes, auf das Wort der Liebe selbst, zu hören, dieser Liebe auch in aller Zerbrochenheit in Fleisch und Blut zu *dienen*. Er läßt sich das Wort Gottes in seine Freiheit hineinsagen. Und dieses Wort kommt uns in der Welt auch im Willen unserer Mitmenschen entgegen. Der Gehorsame läßt sich aus der Fixierung auf den „Eigenwillen“, auf eigene Monologe zum Gespräch befreien, zum Gespräch mit dem Mitbruder und dem Ordensoberen – der ja selbst auf Gott zu hören hat und das Vernommene weitergeben soll – über das, was Gott durch den Gehorchenden wirken will.

Schon diese wenigen Aspekte der „evangelischen Räte“ Armut, Keuschheit und Gehorsam verdeutlichen, worin *jeder* zu reifen hat. Vielleicht ist diese Sprache hin und wieder wie neu zu lernen. Denn in Sachen „Armut, Keuschheit und Gehorsam“ kennt man Rückschritte – es gibt aber auch den Neuanfang: persönlich und gemeinsam. Dabei ist selbstverständlich, daß erst im Blick auf Christus die „evangelischen Räte“ ihren letzten Sinn bekommen und sich *existentiell* nahelegen.

Die Armut der Jesuiten

Kritische Deutung im Licht der biblischen Überlieferung*

Norbert Lohfink, Frankfurt

Es gibt eine schon jahrhundertealte unaufgearbeitete Dissonanz zwischen unserem Willen zur Armut, den wir in einem Gelübde aussprechen, und unserer faktischen Lebenswirklichkeit. Unser neues Armutsrecht, das erst die letzte Generalkongregation (1983) endgültig verabschiedet hat, haben wir theologisch noch kaum bedacht. Erst recht

* In den Jahren 1985 und 1986 mehrfach vor verschiedenen Kommunitäten des Jesuitenordens gehaltener Vortrag. Der persönliche Wir-Stil des gesprochenen Wortes wurde bewußt beibehalten.

Die Redaktion.